



Sabine Cofalla

E-Publishing und Wissenschaftsverlage

Das Programm eines geisteswissenschaftlichen Verlags umfasst einschlägige, traditionsreiche Zeitschriften, gediegene historisch-kritische Editionen, einen breiten Fächer spezialisierter Monografien für unterschiedlichste Disziplinen und solide Einführungen für Studierende. An diesen Inhalten hat die ›Medienrevolution‹, die sich seit gut zehn Jahren vollzieht, (noch) nichts geändert, wohl aber an den Formen ihrer Aufbereitung und ihrer Verbreitung: Mit Internet, Online-Zeitschrift und E-Book wandelt sich der verlegerische Alltag grundlegend. Die basalen Kenntnisse und Fähigkeiten des Verlegens sind dabei weiterhin unabdingbar – von der intensiven Arbeit mit den Autoren an ihren Texten bis zum Formulieren verständlicher, präziser Werbetexte, von der Beurteilung lesegerechter Layouts bis zum Umgang mit dem Fadenzähler, vom kontinuierlichen Ausbau eines hochrangigen Verlagsprogramms bis zum professionellen Austausch mit dem Buchhändler. Darüber hinaus impliziert die Welt digitalen Publizierens jedoch für jede Berufsgruppe im Verlag zusätzliche Anforderungen. So steht die Abteilung Herstellung angesichts diverser Datenformate für unterschiedlichste Ausgabeformen immer wieder vor neuen Aufgaben: Fragen der Standardisierung sind zu klären, Content-Management-Systeme werden systematisch aufgebaut und nachhaltig gepflegt. Die Lektorate müssen beurteilen können, welche Titel sich für eine aufwendige digitale Aufbereitung eignen (und welche nicht), welche innovativen crossmedialen Produkte de facto einen Mehrwert für den Nutzer bedeuten (und welche nicht), welches Redaktionssystem sich für die neu zu gründende Zeitschrift empfiehlt. Eine radikale Erweiterung des Aktionsradius durch die digitale Medienwelt erfahren insbesondere das Marketing und der Vertrieb. Die Kanäle der Kommunikation und der Verbreitung wissenschaftlicher Literatur haben sich gegenüber den traditionellen Wegen vervielfacht. Der stationäre Buchhandel erfährt scharfe Konkurrenz durch

Global Player wie Amazon, Zeitschriften werden digital über international etablierte Aggregatoren verbreitet, digitaler Content über Nationallizenzen den Bibliotheken direkt bereitgestellt, zahlreiche Titel werden unmittelbar bei Erscheinen über Google Books zugänglich gemacht, und manche Neuerscheinung wird via Google Adwords beworben. Verlage müssen sich zu Initiativen wie dem Google Settlement verhalten, den Nutzen von Digital-Right-Management-Systemen einschätzen und Open Access Policies definieren.

Viele dieser Entwicklungen sind interessant und aufregend, manche auch aufreibend, auf jeden Fall sind sie eine große Herausforderung für alle Akteure des wissenschaftlichen Publizierens – für Urheber, Verleger, Bibliotheken, für den Buchhandel sowie für die Institutionen der Wissenschaftsförderung. Immense Fördergelder sind bislang zugunsten der Ausweitung des digitalen Publizierens und zugunsten von Open Access geflossen, weitere werden folgen. Die Etats der – finanziell notorisch unterversorgten – Bibliotheken verlagern sich hin zu digitalen Angeboten, worauf Verlage reagieren (müssen). Das Buch mit seinem dreidimensionalen Charme, seinen haptischen, visuellen Freuden und seinen zahlreichen Vorteilen gegenüber digitalen Angeboten (Lesefreundlichkeit, Nachhaltigkeit, Unabhängigkeit von Strom und Infrastruktur) wird kaum verschwinden, doch die Formen des wissenschaftlichen Publizierens und Kommunizierens haben sich extrem flexibilisiert. Angesichts dieser sich massiv umstrukturierenden Publikationslandschaft besteht die Aufgabe der Verlage weiterhin darin, zeitgemäße Verlagsprogramme und Dienstleistungen anzubieten, die den Bedürfnissen ihrer Partner aus der wissenschaftlichen Community entsprechen – so schlicht, so komplex.



Die wesentlichen Anliegen von Herausgebern, Autoren und Nutzern lassen sich mit Stichworten belegen, die auch schon vor 400 Jahren ausschlaggebend gewesen sein dürften:

- inhaltliche und formale Qualitätssicherung,
- bestmögliche Verbreitung und barrierefreie Zugänglichkeit zu Information und Wissen,
- weitreichende Sichtbarkeit von Forschungsleistungen,
- nachhaltige Verfügbarkeit publizierter Werke (Langzeitarchivierung).

Sind die grundsätzlichen Erwartungen kaum verändert, gibt das E-Publishing neue Formen und Funktionalitäten an die Hand, um diese Ziele zu verfolgen. Über Informationen jedweder Art weltweit umgehend verfügen zu können, über vernetzte Dokumente vielfältige Zugänge zu Wissen bereitzustellen, aufwendige Recherchen abkürzen und wissenschaftliche Diskurse unmittelbar nachzeichnen zu können, dies sind Pluspunkte des Internets, auf die niemand mehr verzichten möchte. Die Interessen der Verlage unterscheiden sich in dieser Hinsicht in keiner Weise von denen der Urheber. Vielmehr verstehen sie es als ihre essenzielle Aufgabe, die Möglichkeiten digitalen Publizierens optimal und marktgerecht in ihre Programme zu integrieren.

Die harschen Zwischentöne, die in der öffentlichen Diskussion zwischen Bibliotheken, Verlagen und Wissenschaft bedauerlicherweise immer wieder auszumachen sind, beruhen schlussendlich nicht auf einem differierenden Verständnis vom wissenschaftlichen Publizieren im 21. Jahrhundert, sondern gehen in erster Linie auf Finanzierungsfragen zurück. Besonders deutlich wird dies im Kontext der Open-Access-Debatte, die zeitweilig einem unversöhnlichen Stellungskrieg nahekommen schien.

Der konstruktive Austausch wird vor allem dann erschwert, wenn das politische Ziel des möglichst barrierefreien Zugangs zu Wissen sich mit dem finanziellen Anliegen mischt, im Zuge einer neu strukturierten Publikationslandschaft zugleich deutlich weniger für die Verfügbarkeit wissenschaftlicher Literatur aufzuwenden. Beide Wünsche sind selbstverständlich legitim, ihre Realisierung sollte jedoch deutlich voneinander geschieden diskutiert werden.

Leider trägt das geltende Urheberrecht dazu bei, dass der Wunsch nach Open Access zum einen und der nach Entlastung öffentlicher Etats zum andern auf wenig hilfreiche Weise miteinander verschränkt werden: So hält § 52a des Urheberrechtsgesetzes (UrhG) fest, dass »veröffentlichte kleine Teile eines Werkes, Werke geringen Umfangs sowie einzelne Beiträge aus Zeitungen oder Zeitschriften zur Veranschaulichung im Unterricht an Schulen, Hochschulen [...] ausschließlich für den bestimmt abgegrenzten Kreis von Unterrichtsteilnehmern« öffentlich zugänglich gemacht werden dürfen, und schränkt somit die exklusive Verwertung der Nutzungsrechte ein, die einem Verlag von einem Wissenschaftler übertragen wurden. Während § 52a UrhG einschränkend festschreibt, dass Verlagserzeugnisse, die unmittelbar für den *schulischen* Unterricht entwickelt wurden, nur mit »Einwilligung des Berechtigten« öffentlich zugänglich gemacht werden dürfen, fehlt diese urheberrechtliche »Schranken-Schranke« bezogen auf universitäre Lehrmaterialien, obgleich grundsätzlich dieselbe Ausgangssituation besteht: Analog zum Schulbuch finden auch das wissenschaftliche Lehrbuch oder die Spezialmonografie zur »Versorgung des päpstlichen Hofes in Avignon mit Lebensmitteln« keine andere Zielgruppe als eben die Studierenden bzw. die akademische Fachwelt.

Damit an dieser Stelle kein Missverständnis aufkommt: Die bestmögliche Verbreitung jeder einzelnen Publikation des verlegerischen Programms gehört zu den unmittelbaren Pflichten eines jeden Verlages, die selbstverständlich wahrgenommen werden. Auch dem Gesetzeswillen, Forschung und Lehre bestmöglich zu fördern, wird jeder jederzeit gern folgen. Die problematische Dimension von § 52a UrhG liegt allerdings darin, dass offen bleibt, wie die Nutzung geschützter Inhalte angemessen vergütet werden soll, also jener Inhalte, die ausschließlich für eine enge Zielgruppe verfasst und entwickelt wurden und die folglich keinen anderen Markt haben als ebendiesen »bestimmt abgegrenzten Kreis«. Nun mag man einwenden, dass schließlich schon immer reichlich kopiert wurde und weiterhin wird – so musste ich kürzlich auf einem Fragebogen, der mit einem Studienbuch versandt worden war, die freundliche Anregung lesen, dass die Bindung doch bitte noch stabiler gemacht werden möge, da die Studierenden den Band intensiv kopierten. Immerhin erhalten Urheber und Verlage für die Erstellung einer jeden Papierkopie eine geringe Vergütung über die VG Wort, während die Universitäten bisher kein



System aufgesetzt haben, um die titelbezogene Nutzung urheberrechtlich geschützter Inhalte auf ihren Repositories auch nur nachvollziehbar zu machen.

Wie steht es um den Zankapfel Open Access? Zweifellos taten sich die meisten Verlage anfangs schwer, Open Access als neues Paradigma zu akzeptieren. Mittlerweile existieren jedoch taugliche Geschäftsmodelle sowohl für hybride Publikationen als auch für reine Open-Access-Angebote. Dabei ist die ›Golden Road‹ der favorisierte Weg, derweil die ›Green Road‹, die Zweitpublikation auf Repositories, aus Sicht der Verlage potenziell den Absatz der Erstpublikation schmälern kann und insofern ein Risiko darstellt. Ob diese Gefahr sich als real erweist oder ob Repositories vielmehr als umsatzsteigernde Werbeplattform zu sehen sind, ist umstritten. Es bleibt zu hoffen, dass Forschungsprojekte wie PEER¹ und OAPEN², die in Kooperation von Wissenschaft und Verlagen durchgeführt werden, dazu beitragen, die Diskussion über Vor- und Nachteile der ›Green Road‹ zu versachlichen sowie die Chancen und Risiken von Open Access gerade auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften auszuloten. Weiteren Aufschluss über die Rahmenbedingungen und Folgen innovativer Publikationsformen werden Pilotprojekte geben, die aktuell in unterschiedlichen Disziplinen in Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Verlagen entstehen.

Es ist offensichtlich, dass die Open-Access-Debatte zunehmend differenzierter verläuft. So werden die unterschiedlichen Kulturen von ›STM‹ (Science, Technik, Medicine) und der Geisteswissenschaften stärker berücksichtigt als zuvor, was unter anderem für den Austausch über angemessene ›Moving Walls‹ von Bedeutung ist: Haben medizinische Forschungsergebnisse eine relativ geringe Halbwertszeit und hat der zugehörige Artikel möglicherweise bereits nach einem halben Jahr einen Großteil seiner Aktualität eingebüßt, wird eine grundlegende Darstellung zum Beispiel über die »Zeit der Soldatenkaiser« bis zu einem Jahr und länger auf eine erste Rezension warten müssen.

Die unterschiedlichen Produktions- und Rezeptionsszenarien in den Bereichen STM und Geisteswissenschaften werden auch im Hinblick auf Methoden der Qualitätssicherung und der Evaluation von Forschungsleistungen intensiv diskutiert: Der in den Geisteswissenschaften nach wie vor dominante Stellenwert von Buchpublikationen, die ausgewählte Besetzung von

Herausgeberkreisen statt der Arbeit mit Blind-Referee-Systemen und die vielfältigen Publikationssprachen erfordern andere Bewertungskriterien, als sie den Impact-Faktoren der Naturwissenschaften zugrunde liegen.³

Verlage sind offen für flexible Publikationsformen und unterschiedlichste Finanzierungswege, solange sichergestellt ist, dass sie eine Chance haben, ihre Investitionen zu amortisieren. Ob der Urheber selbst, eine Institution oder wissenschaftliche Einrichtung oder aber der Nutzer zahlt, ist unerheblich. Nur kostenlos können verlegerische Leistungen nicht erwartet werden, und es zeichnet den Fortschritt der Diskussion über Open Access aus, dass dies immer mehr Beteiligte nachvollziehen. Auch hat sich aufgrund allseits gemachter Erfahrungen die Einschätzung relativiert, dass digitales Publizieren sehr viel kostengünstiger sei als der herkömmliche Druck. Denn die digitale Aufbereitung von Inhalten ist höchst arbeits- und damit kostenintensiv. Wird sie im Rahmen hybriden Publizierens ergänzend zu einer Printausgabe vorgenommen, steigen die Gesamtkosten sogar an, statt zu sinken.

Festzuhalten bleibt, dass entgegen den scharfen Auseinandersetzungen, die so manche öffentliche Debatte rund um das digitale Publizieren prägen, die tägliche Kommunikation über konkrete neue Publikationsvorhaben noch immer zu tragfähigen Ergebnissen führt. Die langjährigen Partner Wissenschaft und Verlage arbeiten weiterhin aus freien Stücken und erfolgreich zusammen und wissen ihre wechselseitigen Leistungen zu schätzen.

Möglicherweise haben Herausgeber und Autoren darüber hinaus vor Augen, dass ein staatlich organisiertes Publikationssystem wirtschaftlich wohl kaum kostengünstiger oder effizienter wäre als ein privatwirtschaftliches Verlagsunternehmen, dafür aber mit einer Zentralisierung einherginge, die nicht im Sinne einer vielfältigen, freiheitlichen Publikationslandschaft sein kann.

1 PEER – Publishing and the Ecology of European Research, vgl.: www.stm-assoc.org/home/stm-partners-in-the-just-launched-pioneering-collaboration-b.html [letzter Zugriff hier wie im Folgenden 27. 4. 2009]

2 OAPEN – Open Access Publishing in European Networks, vgl.: www.oapen.org

3 Vgl. dazu P. Stekeler-Weithofer: Die Evaluation von Beiträgen zur Philosophie, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 57/2009, Heft 1, S. 149–158